

Peter Widmer

Privation –
unmögliches
Einssein

Lacanianisch inspirierte Interpretationen der Privation

Viele Interpretationen dessen, was mit »Privation« gemeint ist, beziehen sich auf das Tableau im *Seminar IV, Die Objektbeziehungen*¹, in dem Lacan Privation, symbolische Kastration und Frustration dadurch voneinander abgrenzt, dass er diese Trias einerseits je einem Agenten, einer Form des Mangels und einer Art von Objekt, andererseits den drei Registern des Symbolischen, Imaginären und Realen zuteilt und diese konkretisiert, in dem er sie mit den Gestalten des Vaters, der Mutter und des Phallus zusammenbringt.

Agent	Mangel	Objekt
realer Vater	symbolische Kastration	imaginärer Phallus
symbolische Mutter	imaginäre Frustration	reale Brust
imaginärer Vater	reale Privation	symbolischer Phallus

Die häufig verwendete Interpretation der dritten Zeile, in welcher es um den Mangel als Privation geht, lautet: Der Vater – es ist der imaginäre Vater – priviert das Kind von der Mutter, deren phallisches Objekt es für sie ist. Als Folge davon wird das phallische Begehren symbolisch, was als symbolischer Phallus bezeichnet wird. Der imaginäre Vater ist eine Figur der Vollkommenheit, der nichts fehlt.

Diese Interpretation lässt offen, wie es denn sein kann, dass der imaginäre Vater als Agent der realen Privation fungieren kann, denn warum soll es einem imaginären, also vollkommenen Vater nicht egal sein, ob sich andere Wesen mit Mängeln beschäftigen? Die Antwort kann nur lauten, dass der imaginäre Vater keine

lebendige, aktiv eingreifende Figur ist, sondern eine Konstruktion, wie Freuds Urvater, ein Wesen vor jeder Symbolisierung, dem die Ursache für die Privation zugeschoben werden kann, der als Räuber angeklagt wird – von wem? Es muss ein symbolisches Wesen sein, das eben durch das Bewohnen der symbolischen Ordnung ein Mängelwesen ist und das nun in dieser imaginären Figur der Vollkommenheit sowohl seinen Verlust im Bild des anderen zu erkennen glaubt, als auch die Ursache dieses Verlusts, der im anderen gesehen wird, der das einst vollkommene Wesen beraubt und im Symbolischen zurückgelassen hat. Anders gesagt: Der imaginäre Vater, dieser vollkommene andere, das ist das mythische, ungeteilte Subjekt, dem etwas weggenommen worden ist.

Das Symbolische als Träger von Mängeln lädt dazu ein, einen Agenten zu konstruieren, der für den Mangel verantwortlich gemacht wird. Lacan sagt dazu im *Seminar VII, Ethik der Psychoanalyse*: »Wichtig ist freilich, daß der Raubende eine imaginäre Funktion darstellt.«²

Im selben Seminar, an gleicher Stelle, sagt er, Privation sei »eine im Symbolischen eingerichtete Funktion, in dem Sinne, dass nichts an sich beraubt wird, was nicht hindert, dass das Gut, dessen man sich beraubt sieht, durchaus real ist«³. Im Französischen klingt das durch die formelhafte Wendung, die Lacan verwendet: »rien n'est privé de rien«, noch enigmatischer als im Deutschen. Wenn nichts fehlt, warum denn von Privation sprechen? Ein Widerspruch zeigt sich: Einerseits wird von Beraubung gesprochen, andererseits fehlt nichts. Er lässt sich sogar noch erweitern: Es gibt doch ein Gut, das geraubt worden ist – es ist nicht nur imaginär, sondern durchaus real.

Der Widerspruch löst sich, wenn das Imaginäre, d. h. der imaginäre Vater, miteinbezogen wird, auch wenn er keiner realen Gestalt entspricht, sondern eben einer Vorstellung, die den inhärenten Mangel des Symbolischen kompensiert. Sie liefert die Matrix für das Unvollkommene, das Symbolische. Nur in Bezug auf diese – imaginäre – Vollkommenheit fehlt dem Symbolischen etwas, lässt es sich als Instanz des Mangels auffassen. Anders gesagt: Ohne diesen Bezug auf das Imaginäre fehlt nichts, gibt es kein Objekt der Privation, keinen symbolischen Phallus.

Bisher war noch gar nicht vom Phallus die Rede, der doch im obigen Tableau eine bedeutsame Rolle spielt, bei der Privation erscheint er im symbolischen Gewand. Was ist der symbolische Phallus? Er ist das Resultat der Privation, der Trennung des Kindes von der Mutter. Ihr wird etwas weggenommen – aber stimmt das wirklich? Weggenommen würde es ihr nur, wenn es ihr gehörte; das Kind ist zwar im Mutterleib bis zur Geburtsreife herangewachsen, war in der Zeit der Schwangerschaft Teil der Mutter, und dennoch erwartet die Kultur, dass sie es freigibt, dass sie es ihm ermöglicht, sich von ihr zu trennen, andere Nahrung aufzunehmen als diejenige, die sie ihm gibt, andere Beziehungen einzugehen als mit ihr zusammenzusein, andere Sprachen zu lernen als die Muttersprache. Eine Trauerarbeit wird von ihr erwartet, im Namen des Vaters, der strukturell gesehen als Repräsentant der Kultur fungiert. Diese Trennung kann von der Mutter selbst gewollt werden, was sich ja schon in der Einführung der Muttersprache zeigt. Diese ist jedoch noch keine Garantie für eine Trennung des Kindes, da Sprache auch dazu verwendet werden kann, zu verbieten, dem Kind zu verunmöglichen, die Nähe der Mutter zu verlassen.

Der Ausdruck »Mutter« zeigt sich hier in seiner Doppelbödigkeit: Er impliziert einerseits einen Bezug zum Kind, denn es ist das Kind, das die Mutterschaft definiert, und andererseits verlangt »Mutter« die Bereitschaft zu einer Trennung und damit zu einer Trauer. Dem entsprechend ist auch das, was als Mutterliebe gilt, doppelbödig: einerseits mehr oder weniger Begehren nach Besitz, was der imaginär-phallischen Seite entspricht, andererseits ist es das Freigeben, was ein positives Verhältnis zur Welt, zunächst zum Vater, voraussetzt.

Bei genauer Betrachtung ist der symbolische Phallus an der Stelle des Objekts des Begehrens nicht eine Folge der Privation, denn das Begehren nach einem Kind ist selber schon das Resultat einer Privation, die aus der Interpretation der Differenz zwischen dem Imaginären und den Signifikanten hervorgeht. Ihr zufolge führen diese einen Verlust des Einsseins ein, des ungeteilten Subjekts, das die imaginäre Matrix für das Begehren bildet, die Vollkommenheit mittels des Kindes wiederherzustellen. Auf diese Art wird dieses zum phallischen Objekt, das bereits im Symbolischen

situert ist. Die Trennung des Kindes von der Mutter ist deshalb nicht die erste Privation, sondern eine, die auf die Wahrnehmung und Interpretation der Geschlechterunterschiede erfolgt.

Anders gesagt: Der symbolische Phallus – Objekt der Privation – situert sich auf der Ebene des Anderen; er kompensiert das, was zunächst durch den Vergleich der Geschlechter als Fehlen empfunden wird, in einem ersten Schritt durch das Kind. Freud stellt in diesem Zusammenhang die imaginäre Gleichung Penis und Kind auf. In einem zweiten Schritt, ausgelöst durch die Privation, d. h. die Trennung des Kindes von der Mutter, sieht sich die Mutter zu einer erneuten Transformation ihres Begehrens veranlasst: Der symbolische Phallus nimmt nun andere Gestalten an, wobei sich auch die Beziehung zum Kind in dem Sinne verändern kann, dass sie es loslässt und so weit wie möglich nicht als ihr Eigentum betrachtet.

Die bisherigen Ausführungen waren auf den Zusammenhang der Privation mit dem Begehren der Mutter fokussiert. Es empfiehlt sich, sie durch den Einbezug der Position des Kindes zu erweitern und wenn möglich zu untermauern. Ausgangspunkt ist das mütterliche Begehren nach dem symbolischen Phallus, der im Kind inkarniert sein kann – ob das notwendigerweise so ist, bleibt hier unerörtert. Das Kind identifiziert sich zunächst mit diesem mütterlichen Begehren, es will ihr gefallen, ihr Phallus sein, ihr das geben, was es als ihr Verlangen spürt. Diese Dyade erweist sich jedoch für das werdende Subjekt als unhaltbar, denn die Signifikanten führen schrittweise Trennungen ein – nicht immer zur Freude der Mutter. Vor allem in der Trotzphase, in deren Mittelpunkt der Gehorsam und die Reinlichkeit stehen, stellen die einstige harmonische Beziehung ebenso auf eine harte Probe wie die Enttäuschungen, die das Kind erlebt, wenn die Mutter sich Anderen zuwendet, keine Zeit für es hat. Solche Enttäuschungen wiegen aber bei Weitem nicht so schwer wie ihr Fehlen, das dann eintritt, wenn eine Mutter ausschließlich für ihre Kinder da ist und diese ihren ganzen Lebensinhalt ausmachen. Dann wird die Last für die Kinder zu groß, das Phallus-Sein erweist sich bestenfalls als goldener Käfig, wie dies in vielen Märchen dargestellt wird, wenn Prinzessinnen den ganzen Tag umsorgt werden, jedoch kein eigenes Begehren geltend machen dürfen.

In solchen Situationen spüren Kinder die Privation der Mutter, und sie erschrecken zutiefst, wenn sie bemerken, dass sie das verkörpern, was der Mutter fehlt.

Lacan schreibt dazu:

Es geht um das, was, durch irgendeine Verdrehung, sich dem Kind als die fundamentale Privation enthüllt, von der das Bild der Mutter gezeichnet ist. Diese Privation ist unerträglich, denn letztendlich ist an ihr die Tatsache festgemacht, dass das Kind sich selbst als von der größten Privation bedroht sieht, d. h. davon, die Mutter in keiner Weise auszufüllen. Und zu ebendieser Privation muss der Vater etwas beitragen. Das ist so einfach wie das kleine Einmaleins der Kopulation: Was sie nicht hat, die da, er gebe es ihr: *Mein Gott, er soll's ihr besorgen*.⁴

Bei diesen Transformationen von der Wahrnehmung der Geschlechterunterschiede zu ihrem Vergleich, dann zum Urteil eines Fehlens, dem danach folgenden Begehren nach einem Kind als Objekt, dem die Funktion zugedacht wird, die vermeintlich verlorene Ungleichheit, wenn nicht sogar Vollkommenheit, zu kompensieren, wirkt also noch eine Instanz mit, die im Tableau bei der Privation nicht erwähnt wird, die gleichwohl mitwirkt: der Name-des-Vaters – die Gegeninstanz zum imaginären Vater.

Der symbolische Phallus ist um einen Verlust zentriert, der auf der Ebene des Anderen, durch Symbole substituiert, damit auch metaphorisiert wird. Das kann eine Hinwendung zur verbalen Sprache sein, der symbolische Phallus kann sich aber auch in anderen Formen manifestieren, als Besitz, als Beziehung, die das Körperliche mitumfasst. Entscheidend dabei ist die Zentrierung um das Phallische, um das Genießen, damit auch um das Lustprinzip, das auch durch das Realitätsprinzip nicht außer Kraft gesetzt wird, wie Freud erkannte. Damit ist das Sexuelle stets mehr oder weniger latent vorhanden, stets auf eine gebrochene Weise, da der vermeintliche Verlust der Ganzheit, der Vollkommenheit unaufhebbar ist.

Der Name-des-Vaters ist in der lacanschen Psychoanalyse keine Instanz, die notwendigerweise an den realen Vater gebunden

ist: Auch die Mutter kann Trägerin des Begehrens nach Trennung sein, auch sie kann aus dem *nom-du-père* ein *non-du-père*, ein Nein-des-Vaters machen, wenn sie dem Kind Grenzen setzt, wenn sie ihm zu verstehen gibt, dass ihre Zeit, ihre Zuwendung nicht ausschließlich dem Kind gelten kann, weil sie noch andere Beziehungen und Interessen hat.

Was es beim Namen-des-Vaters – in der Privation das Gegenprinzip zum imaginären Vater – hervorzuheben gilt, ist seine Funktion der Distanzierung, die durch seine Position der Negativität ermöglicht wird – in diesem Sinne ist das Wortspiel von *nom-du-père* und *non-du-père* mehr als das, denn es weist auf die Ebene des Dritten hin, auf die Signifikanten, die sowohl dem Lust- wie auch dem Realitätsprinzip *strukturell* vorausliegen. Ohne die Vorgängigkeit der Sprache gäbe es keine Entwicklung, ja nicht einmal Geburten. Die Signifikanten sind es, die im Namen des Vaters eine Trennung von Mutter und Kind einführen. In Freuds Terminologie kann man dabei von Wortvorstellungen sprechen, auch vom Sekundärvorgang, im Unterschied zu Sachvorstellungen bzw. Primärvorgang (oder auch Primärprozess). Die Privation im Sinne des Tableaus im *Seminar IV*, wird somit unterlegt von den Signifikanten, die nicht nur eine Distanz zwischen Mutter und Kind schaffen, das Kind für den Eintritt in die Kultur tauglich machen, sondern durch ihre Unvollständigkeit auch einen Verlust der Unmittelbarkeit, des unmittelbaren Seins, von dem erst nachträglich die Rede sein kann, induzieren. Man muss dabei von einer Tötung, einer Destruktion sprechen, denn die Subjektivierung erfordert das Sich-Einfügen in die Gesetze der Sprache, mithin ein Zurückdrängen der Sinnlichkeit und der spontanen Bedürfnisse. Serge Leclaire spricht in diesem Zusammenhang sogar vom »Mord am Kind« (*meurtre de l'enfant*)⁵, wobei er meint, dass es darum gehe, das, was Freud einmal als »her majesty the baby«⁶ bezeichnete und was Leclaire den »Charme« des Kindes nannte, zu brechen.

Einstweilen lässt sich feststellen, dass der Name-des-Vaters gleich zweifach in die Privation eingreift. Wenn Lacan den imaginären Vater als Agenten bezeichnet, heißt das gerade nicht, dass dieser die Privation einführt, vielmehr ist der imaginäre Vater eine verführerische Figur, der die Privation aufheben will, und nur

deswegen, weil er eine Chimäre, unerreichbar ist, hat er Anteil an der Privation. Man könnte sagen, der imaginäre Vater wirkt wie ein Relais, das zunächst vom Subjekt angelaufen wird, in der Hoffnung auf Erfüllung des Begehrens nach Einssein, das sich als unmöglich erweist, sodass das Subjekt auf sich selbst zurückgeworfen wird, auf die Position des Seinsmangels, von der her es ein Objekt sucht, den symbolischen Phallus, der seinen Verlust halbwegs erträglich macht, wobei die Versuchung, der Privation zu entkommen, stets eine Möglichkeit bleibt. Die eigentlich privierende Instanz – nicht zu verwechseln mit dem Agenten der Privation – ist ein Dritter, der im Namen-des-Vaters dem Kind die Möglichkeit eröffnet, sich von der Mutter zu trennen. Strukturell gesehen, sind die Signifikanten die trennende Instanz, die der Unmittelbarkeit, der imaginären Ganzheit ein Ende machen, der reale Vater ist ihr Agent. Somit lässt sich sagen, dass die Signifikanten für jedes menschliche Wesen die Privation des Seins induzieren und den Mangel an Sein bewirken. Lacans Tableau gibt diese Ebene des Seins nicht wieder, sondern fokussiert sich auf den Bereich der Objekte. Diese können jedoch nicht ohne die Wirkung der Signifikanten entstehen, die das Kind auf der Basis des Seinsmangels in die Kultur einführen.

Geschlechtsspezifische Aspekte

Wie wirken sich geschlechtsspezifische Unterschiede auf die Privation aus? Den Schlüssel dazu gibt die unterschiedliche Anatomie, bzw. deren Interpretation. Für den Mann hat Lacan eine einprägsame Formel gefunden: »il n'est pas sans l'avoir« / »er ist nicht, ohne ihn zu haben.«⁷ Der Mann hat durch sein Organ ein Sein, das ihn definiert. Durch den Einfluss des Imaginären, des Bildes der Vollkommenheit – man denke wiederum an den imaginären Vater, den Agenten der Privation – wird er jedoch mit einem Ideal konfrontiert, das unerreichbar ist. Infolgedessen erleidet er durch die Wirkung der Signifikanten, vermittelt über den realen Vater oder einen Dritten, dem die Zuwendung der Mutter gilt, eine symbolische Kastration, die zur Folge hat, dass der Mangel an Sein durch Objektbeziehungen zu füllen anvisiert wird. Dass diese Objektbeziehungen phallisch sind, liegt schon in der

Bezeichnung beschlossen, denn der Phallus fungiert als ihr Signifikant, er intendiert, im Modus des Habens das unvollständige Sein des männlichen Wesens zu kompensieren.

Die Chimäre des Enthobenseins der symbolischen Kastration lebt fort in den neidvollen Fantasien, andere Männer seien vollkommener ausgestattet. Das führt zu Rivalitäten, die in den unterschiedlichsten Formen – im Sport, in der Wirtschaft, in Beziehungen, im Wissen, in der körperlichen Statur – die Kultur durchzieht. Stets geht es darum, besser zu sein, die Anderen hinter sich zu lassen, mehr Erfolg zu haben, attraktivere Beziehungen zu haben. Das Ziel besteht in der Aufhebung der symbolischen Kastration, in der Verfügung über möglichst alle Objekte, was auch impliziert, Andere als Objekte zu behandeln – das kommt einer Ausnahmeposition gleich. Da sich aus strukturellen Gründen ein jeder mit diesem Ideal identifiziert, besteht die Gesellschaft der Männer aus lauter Ausnahmen, die zwar um die Unerreichbarkeit wissen, dennoch an ihr festhalten, weil diese Imago das Markenzeichen von Männlichkeit ist.

Dazu schreibt Lacan:

Es ist deswegen, dass es der Phallus ist, insofern er das Aufsteigen der vitalen Kraft repräsentiert, der in der Ordnung der Signifikanten Platz nimmt, um das zu repräsentieren, was durch das Signifikante geprägt wird –, was durch das Signifikante mit dieser wesentlichen Hinfälligkeit geschlagen wird, wo sich im Signifikanten selbst dieser Mangel an Sein artikulieren kann, von dem das Signifikante die Dimension in das Leben des Subjekts einführt.⁸

Lacan akzentuiert hier den Seinsmangel, weist jedoch durch die Potenz des Phallus auf die Objektbeziehungen hin, auf die Konstellation, die klassisch genannt werden kann, derzufolge die Objekte der Psychoanalyse phallische Objekte sind, die als Folge der symbolischen Kastration die männlichen Fantasien bevölkern.

Wie lässt sich die symbolische Kastration von der Privation unterscheiden? Jene gilt den Objektbeziehungen, wodurch der Mangel an Sein kompensiert werden soll – das weibliche

Geschlecht rückt damit in die Position von phallischen Objekten im Modus des Habens, wodurch der Mangel an Sein des Mannes aufgehoben werden soll. Die Privation bezeichnet dagegen die Einsicht in das unvollständige Sein, in die Wirkung der Signifikanten, die die Trennung von Sein und Nicht-Sein einführen. Je mehr der Mann wähnt, sich selbst zu genügen, desto mehr glaubt er, der Privation enthoben zu sein, ganz im Sein zu sein. Das ist ersichtlich eine unhaltbare, auch pathologische Position, wie auch diejenige, über alle Objekte zu verfügen. Eine analytische Kur kann ihn dazu bringen, beide Positionen, die als männlich gelten, nämlich diejenige nach als ideal geltenden phallischen Objekten und diejenige, stets eine Siegerposition zu suchen, zu überwinden und sich sowohl mit der symbolischen Kastration wie mit der Privation vertraut zu machen.

Die weibliche Position ist von der Privation in einem höheren Ausmaß betroffen als die männliche, weil letztere behaupten kann, dass sie ein Sein hat, dass der Mann existiert. Dieses gemeinsame Merkmal ist beim weiblichen Geschlecht nicht vorhanden, sodass es ganz und gar den Signifikanten ausgeliefert ist, ohne ein allen gemeinsames Merkmal bzw. Prädikat im Symbolischen. Lacan fasst das mengentheoretisch auf: Wegen des nicht vorhandenen gemeinsamen Merkmals lässt sich keine Menge bilden, was auch heißt, dass die Frauen sich nicht mit einer Ausnahme identifizieren, wie dies die Männer tun.⁹ Infolgedessen verwendet Lacan den Ausdruck »elle n'est pas-toute« / »sie ist nicht ganz«, sie hat kein Seinsmerkmal, das allen gemeinsam wäre, an dem sie sich orientieren könnte, sodass der Weiblichkeit unterschiedliche Wege offen stehen, was auf ein Mehr an Freiheit gegenüber dem Mann hinweist, von dem Lacan sagt, dass er mit dem Phallus verheiratet sei¹⁰: Sie kann ein Kind haben, sich mit einem männlichen Zug identifizieren, Phallus für einen Mann oder eine Frau sein, Besitz haben – oder unberechenbar sein, nicht Objekt des Mannes sein.

Wegen des fehlenden Geschlechtsverhältnisses positionieren sich die Geschlechter »normalerweise« so, dass der Mann eine Frau an die Stelle des fehlenden Phallus setzt und die Frau sich mit dieser Position identifiziert. Dies wird dadurch begünstigt, dass die Privation das weibliche Geschlecht eher mit dem Seins-

mangel konfrontiert und sich deshalb mit dem Phallus-Sein identifiziert, während das männliche Geschlecht sich am Phallus-Haben orientiert. Dieses Arrangement errichtet sich über die/auf der grundlegende/n Unterschiedlichkeit von Männlichkeit und Weiblichkeit.

Beiden Geschlechtern ist zudem eine Position der Rivalität eigen: »Wer ist die Schönste, die Attraktivste im ganzen Land?«, fragt Schneewittchens Stiefmutter stellvertretend für die rivalisierenden Frauen, während die Mütter ihre Rivalität über das Präsentieren des vollkommenen Kindes austragen. Bei den Männern manifestiert sich die Privation in der bereits erwähnten Rivalität, die sich nicht nur darin zeigt, wer mittels Beziehungen am meisten Aufmerksamkeit erreicht, sondern in direkten Auseinandersetzungen, Wettkämpfen, im Streben nach Geltung, Macht und Status, kurzum: um jemand zu sein. In diesen dialektischen Beziehungen von Sein und Haben kommt der strukturellen Seite Priorität zu, weil das Andere der Signifikanten jedem Subjekt zeitlich vorausgeht. Die psychische Involvierung in die strukturellen Gegebenheiten bringt jedoch den Signifikanten des Phallus ins Spiel, der zwar im Anderen situiert ist, jedoch an den Körper gebunden ist und den Seinsmangel auf die Mühlen im Bereich des Habens, der libidinös besetzt wird, umleitet. Deshalb umfasst der Phallus nicht alles, was das Sein der Subjekte betrifft.

Das Andere Spiegelstadium

Wenn die Psychoanalyse sich mit Objektbeziehungen beschäftigt, lässt sie oft einen Aspekt unberücksichtigt, der für das Verständnis der Privation von großer Tragweite ist: Sie fokussiert auf das von den Signifikanten repräsentierte Subjekt, das seinen Seinsmangel durch (phallische) Objektbeziehungen, zu Formationen des Objekts a, zu bewältigen versucht – dabei wird *die Beziehung zum Anderen* übergangen, es sei denn, pathologische Formen, wie z. B. die Zwangsneurose werden untersucht, in der der Andere auf eine imaginäre Form reduziert wird. Wird in der Psychoanalyse die Beziehung der Geschlechter thematisiert, so rückt zwar der/die Andere ins Zentrum des Interesses, und es resultiert daraus die These vom Nicht-Verhältnis der Geschlechter wegen der grund-

legenden Differenz, wegen der Andersheit der Weiblichkeit, die sich dem Wissbaren und Berechenbaren entzieht. Gleichwohl wird auch unter diesen Prämissen die Beziehung zum Anderen in einem wichtigen Aspekt übergangen, der die Konstitution des Subjekts umfasst.

Anders gesagt: Die Psychoanalyse untersucht das Werden des Subjekts, ignoriert dabei oft strukturelle Gegebenheiten und wird damit eine eingeschränkte Form von Entwicklungspsychologie – aber darum geht es hier nicht. Selbst wenn sie, wie dies in der lacanschen Psychoanalyse die Regel ist, diese berücksichtigt, übergeht sie die Frage, wie es überhaupt kommt, dass es Subjekte gibt. Freilich spricht sie von Signifikanten, die das Subjekt repräsentieren, vom Körper des Subjekts, auch vom Körperbild, von Objekten, von den Formen der Befriedigung, und selbst die Inter-subjektivität wird nicht vernachlässigt, denn wie oft ist die Rede von der Mutter-Kind-Beziehung, von der Triade, vom Anderen, der das Subjekt strukturiert, vom Ödipus und vom Geschwisterneid. Was wird hier bemängelt, wo hat die Psychoanalyse einen blinden Fleck?

Die Behauptung lautet: Dieses traditionelle Feld der Psychoanalyse ist ohne Einbezug von Begriffen wie Aggression und Anerkennung nicht denkbar. Das Subjekt entsteht aufgrund von Konflikten, die nicht intra- sondern intersubjektiv sind und ebenso seine Stellung wie seine Geltung betreffen. Um dies plausibel zu machen, sind zwei Exkurse notwendig, einer zum Spiegelstadium, der andere zu Hegels Phänomenologie, denn Hegel hat etwas erkannt, was die Psychoanalyse bisher kaum aufgenommen hat.

Freud hat stets auf einem Triebdualismus bestanden, zunächst sprach er von Hunger und Liebe, dann von Selbsterhaltung und Arterhaltung, von Ich- und Sexualtrieben, von Eros und Thanatos, und in seinen späten Arbeiten von Aggressions- und Sexualtrieben. Erst im *Unbehagen in der Kultur* – unter dem Eindruck des Ersten Weltkriegs – erkannte er, dass sowohl der Hunger wie auch die Selbsterhaltung und die Ichtriebe Formen der Aggression sind. Er musste eingestehen, dass er dabei die zwischenmenschliche Dimension der Aggression nicht in seine Theorie aufgenommen und den Fokus auf das Individuum gelegt hatte:

[...] ich verstehe nicht mehr, daß wir die Ubiquität der nicht erotischen Aggression und Destruktion übersehen und versäumen konnten, ihr die gebührende Stellung in der Deutung des Lebens einzuräumen.¹¹

Immerhin: Als er schon im *Entwurf einer Psychologie* (1896) das Ding thematisierte, blitzte etwas von der menschlichen Aggressivität auf:

Nehmen wir an, das Objekt, welches die Wahrnehmung liefert, sei dem Subjekt ähnlich, ein Nebenmensch. Das theoretische Interesse erklärt sich dann auch dadurch, daß ein solches Objekt gleichzeitig das erste Befriedigungsobjekt, im fernerer das erste feindliche Objekt ist, wie die einzig helfende Macht. Am Nebenmenschen lernt darum der Mensch erkennen.¹²

In der lacanschen Psychoanalyse wird vor allem im *Seminar VII* das Destruktive im Menschen thematisiert. Obwohl darin immer wieder Bezug auf Hegel genommen wird und man meinen könnte, durch die häufige Referenz auf die Herr-Knecht-Dialektik sei die Aggression als konstitutiver Faktor der menschlichen Subjektivität ein Bestandteil von ihr, zeigt deren Lektüre, dass die Aggression und die Anerkennung in ihrer grundlegenden Bedeutung verkannt, weil reduziert wurden. Lacan wendet das Aggressive auf das Spiegelstadium an, er nennt es wenn immer möglich »agressivité«, womit er selbst auf den Unterschied zu »agression« hinweist. Das Thema der Anerkennung gerät in seiner Sicht zu einer Frage des Prestiges – mehrere Male verwendet er den Ausdruck »de pur prestige«, sie erfolge aus Prestigegründen. Das ist entschieden zu kurz gegriffen, denn die Anerkennung bei Hegel meint nicht einen Vorgang, auf den notfalls verzichtet werden könnte, weil es ja bloß ums Prestige geht, sondern Anerkennung ist für die Entstehung der Subjektivität notwendig, unabdingbar. Dabei geht es weder um Mutter-Kind-Beziehungen noch um das Verhältnis zum Vater, sondern um etwas, was in der lacanschen Psychoanalyse unter Verdacht einer unhaltbaren Substantialisierung des Subjekts und

damit der Verkenning des Unbewussten als Teil seiner Gespaltenheit geht: um das *Selbstbewusstsein*. Dieser Verdacht hat zweifellos seine Gründe; ob sich jedoch das Selbst auch anders denken lässt und damit Platz im Gebäude der Psychoanalyse findet, bleibt zu untersuchen.

Schauen wir zuerst auf ein paar Aussagen Hegels: Sie befinden sich am Anfang des Teils über das Selbstbewusstsein, nach den einführenden Abschnitten »Die Wahrheit der Gewissheit seiner selbst«. Das Subjekt ist über die Etappen der sinnlichen Gewissheit, der Wahrnehmung und der Täuschung zur Erkenntnis des Verstandes gekommen und steht damit an der Schwelle der Entdeckung seiner eigenen Subjektivität, die ihm als eine unreduzierbare erscheint:

Das Selbstbewusstsein ist zunächst einfaches Fürsichsein, sich selbstgleich durch das Ausschließen *alles andern aus sich*; sein Wesen und absoluter Gegenstand ist ihm *Ich*.¹³

In diesem Zustand geht es dem Subjekt darum, sich als »reine Negation seiner gegenständlichen Weise zu zeigen«. Daraus folgt unvermeidlich die Entdeckung, dass es Andere gibt, die auch Selbstbewusstsein sein wollen; die Dramatik des Konflikts um Leben und Tod beginnt, denn um sich als Wesen, als Fürsichsein zu behaupten, geht das Subjekt darauf aus, den Anderen zu töten, sich von ihm als einem Gegenständlichen abzustößen:

[...] jedes [muss] auf den Tod des andern gehen, wie es sein Leben daransetzen; denn das Andere gilt ihm nicht mehr als es selbst.¹⁴

Bevor Hegel aufzeigt, wie der Unterschied von Herr und Knecht entsteht, trägt er eine strikt logische Argumentation vor, die durch ihre Symmetrie und durch Abwesenheit menschlich-empirischer Faktoren wie Ungleichheit, Schwäche, Angst gekennzeichnet ist.¹⁵ Hegel schildert die Möglichkeit des Kampfs bis an die äußerste Grenze, bis zur Nähe des Todes. Diesen Moment begreift er als Umschlagen ins Gegenteil, als ein Sich-gegenseitiges-Freilassen der Kontrahenten. Und er fügt bei:

In dieser Erfahrung wird es dem Selbstbewusstsein, dass ihm das Leben so wesentlich als das reine Selbstbewusstsein ist.¹⁶

Dieser Ausgang ist dann möglich, wenn beide Kontrahenten ihr Leben riskieren, das Fürsichsein, ihre Freiheit höher als das Leben gestellt haben. In dieser Extremsituation, im Angesicht des Todes, geschieht das Umschlagen in die Wertschätzung des Lebens: Der Tod kann als Ausgang des Kampfs darum nicht befriedigen, weil dadurch die Betroffenen den Triumph der Freiheit über das Leben nicht auskosten können. Hegel bezeichnet den Tod als Negation ohne die Selbstständigkeit, welche also ohne die geforderte Bedeutung des Anerkennens bleibt. Durch den Tod ist zwar die Gewissheit geworden, dass beide ihr Leben wagten und es an ihnen und an den anderen verachteten; aber nicht für die, welche diesen Kampf bestanden.¹⁷

Bemerkenswert an Hegels Darstellung ist, dass er weder biologisch noch anthropologisch argumentiert, sondern die Aggression – ohne dieses Wort so zu nennen – als Etappe in der Verwirklichung des objektiven Geistes im Medium des subjektiven Geistes darstellt. Weder ist die Aggression auf einen Trieb zurückgeführt, noch wird sie als menschlicher Wesenszug behauptet.

Was nun sowohl witzig wie ironisch ist: Lacans Signifikanten-theorie eignet sich vorzüglich, die von Hegel beschriebene Dialektik, in der die Tragweite der Sprache nicht expliziert wird, mit der Psychoanalyse zu vereinbaren. Das kann gelingen, wenn das Spiegelstadium, wie Lacan es ausgearbeitet hat, herangezogen wird. Im Ausgang des Spiegelstadiums wird das Subjekt gewahr, dass das, was es im Spiegel sieht, unvollständig ist: Die Rückseite seines Körpers bleibt ebenso verdeckt wie sein Inneres, was aber noch wichtiger ist: Auch seine Gedanken, Fantasien, alles, was mit Sprache, Sprechen zu tun hat, kann im Spiegel nicht visualisiert werden. Das Unsichtbare gehört indessen ebenso zum Ich wie das Sichtbare! Infolgedessen erfährt das Spiegelbild eine Entwertung, zugleich entsteht das Wissen um sich selbst, das nun nicht mehr im anderen gesehen wird, sondern in der Reflexion, als Reflexion wahrgenommen wird. Dieses Selbstbewusstsein hat nichts mit einer Substanz zu tun, auch widerspricht es dem Unbewussten nicht, im Gegenteil ist es *conditio sine qua non* des Unbewussten. Es ist ja nicht ein in

sich ruhendes Selbst, sondern eher ein Ort der Zeitlichkeit des Körpers, der wahrgenommen werden kann. Freud hat diesen Moment der Entstehung des Selbstbewusstseins in einer Fußnote festgehalten, die er in der Beobachtung des Fort-da-Spiels seines eineinhalbjährigen Enkels festgehalten hat:

Als eines Tages die Mutter über viele Stunden abwesend gewesen war, wurde sie beim Wiederkommen mit der Mitteilung begrüßt: »Bebi o–o–o–o!«, die zunächst unverständlich blieb. Es ergab sich aber bald, daß das Kind während dieses langen Alleinseins ein Mittel gefunden hatte, sich selbst verschwinden zu lassen. Es hatte sein Bild in dem fast bis zum Boden reichenden Standspiegel entdeckt und sich dann niedergekauert, so daß das Spiegelbild »fort« war.¹⁸

Freud hat hier dieses entscheidende Moment beschrieben, in dem das Ich sich als unsichtbares entdeckt, es ist auch ohne Bild da, und das unsichtbare Ich, das Subjekt, hat die Macht, das Bild wieder hervorzurufen, indem es sich wieder vor den Spiegel stellt. Das Subjekt erfährt sich als lebendig im Diesseits des Spiegels, auch als mächtig, denn mittels einer unsichtbaren Macht, die sich in den Lauten o–o–o! ausdrückt, vermag es das Bild wieder hervorzurufen. Die Entdeckung seiner Lebendigkeit will es nun ausprobieren, über sein Spiegelbild hinaus. Aber wenn es über Andere verfügen will, begegnet es ihrem Widerstand oder gar ihrem Willen, über es zu bestimmen. Auf dieser Ebene der Intersubjektivität gibt es ein anderes Spiegelstadium, das mit einer Majuskel – das Andere Spiegelstadium – geschrieben werden muss. Dazu liefert Kleists Theaterstück *Amphitryon* eine ebenso einleuchtende wie humorvolle Illustration: Nachdem sich Jupiter in Gestalt Amphitryons die Liebe von dessen Gattin erschlichen hat, geschieht Analoges auf der Ebene der Diener, Hermes und Sosias. Zwischen diesen beiden entspinnt sich ein köstlicher Dialog, der sich darum dreht, dass Hermes behauptet, Sosias zu sein, ihm somit die Existenz abspricht. Da auch er eine göttliche Figur ist und somit von allen Geheimnissen seines Gegenübers weiß, gelingt es ihm, Sosias dazu zu bringen, an seiner eigenen Existenz zu zweifeln und nicht mehr zu wissen, wer er denn ist, ob er überhaupt noch existiert.

Sosias *für sich*: Er weiß um alles. – Alle Teufel jetzt!
Ich fang im Ernst an mir zu zweifeln an.
Durch seine Unverschämtheit ward er schon
Und seinen Stock, Sosias, und jetzt wird er,
Das fehlte nur, es auch aus Gründen noch.
Zwar wenn ich mich betaste, wollt ich schwören,
Daß dieser Leib Sosias ist.
– Wie find ich nun aus diesem Labyrinth? –

...

Laut: Ich sehe, alter Freund, nunmehr, daß du
Die ganze Portion Sosias bist,
Die man auf dieser Erde brauchen kann.
Ein mehreres scheint überflüssig mir.
Fern sei mir, den Zudringlichen zu spielen,
Und gern tret ich vor dir zurück. Nur habe die
Gefälligkeit für mich, und sage mir,
Da ich Sosias nicht bin, *wer* ich bin?
Denn *etwas*, gibst du zu, muß ich doch sein.¹⁹

Es geht in dieser Szene nicht um die Konstitution des Körperbilds, nicht um die Entdeckung seines Spiegelbilds, denn dieser Dialog setzt all das voraus, damit auch das Selbstbewusstsein. Dasjenige von Sosias – ein Name, der durch sich selbst auf »Doppelgänger« verweist – wird nun kraft des Wissens des Götterboten infrage gestellt, wobei deutlich wird, dass das sogar Sosias Körpergefühl, ja noch mehr: seine Existenz betrifft. Dieses Andere Spiegelstadium ist nicht nur auf dem Symbolischen – und nicht auf dem Imaginären – aufgebaut, sondern tendiert in eine gegenteilige Richtung: nicht zu einer Entdeckung seiner selbst im Anderen des Spiegelbildes, sondern zur Aufhebung seiner selbst, und das ausgerechnet mittels des Symbolischen, mit dem man zwar etwas Mangelhaftes verbindet, nicht aber das Nicht-Existieren.

Um zu Hegel zurückzukehren: Kleist zeigt in dieser Szene die Tragweite der Anerkennung. Gerade durch ihr Versagen wird deutlich, dass das Symbolische die Macht hat, ein Subjekt anzuerkennen oder nicht anzuerkennen und damit selbst das körperliche Leben seiner Stütze zu berauben. Dasselbe geschieht zwischen Jupiter und Alkmene: Die verwirrte Gattin Amphitryons weiß

angesichts der täuschenden Ähnlichkeit Jupiters nicht mehr, wer sie ist, ob sie ihrem Empfinden noch trauen kann. Das zeigt, dass das Archaische im Aufbau des Psychischen – Autoerotismus, erste Objektbeziehungen, Narzissmus – zumindest nicht in jedem Falle von größerer Tragweite für die psychische Verfassung ist als die Strukturen, die später angeeignet werden wie diejenigen, die die Intersubjektivität konstituieren. Freud wusste das schon in seinen frühesten Arbeiten, was sich darin zeigt, dass er die Auslösung einer Psychose, die als gravierendste Beeinträchtigung der psychischen Verfassung gilt, viel später ansetzte als z. B. die Entstehung einer Hysterie.²⁰

Lacan hat diese existenzielle Dimension der Intersubjektivität nicht thematisiert. In drei anderen Ausführungen hat er jedoch Zusammenhänge ausgearbeitet, die den obigen Ausführungen nicht widersprechen.

Im *Seminar VII* spricht er über menschliche Destruktion aus unterschiedlichen Motiven. In der Zwangsneurose erkennt er eine Destruktivität, die nicht Voraussetzung ist für etwas Konstruktives, sondern im Hass Zerstörung des Lebens, Abwendung von ihm intendiert.

Das sei möglich, weil die Signifikanten das Subjekt mit dem Nichts konfrontieren. Lacan anerkennt im *Seminar VII* nicht nur einen Destruktionstrieb, wie Freud dies z. B. im *Unbehagen in der Kultur* tut, sondern er bringt ihn in einen Zusammenhang mit einem Genießen, das er somit nicht auf das Sexuelle beschränkt sieht.

Die zweite Ausführung bringt wiederum die Signifikanten mit dem Tod in einen Zusammenhang: Lacan erkennt eine Homophonie zwischen »tu es« / »du bist« und »tuer« / »töten«²¹ – sie lässt sich nur im Französischen verwenden, ihr Sinn weist aber darüber hinaus: Um den Andern, den »Nebenmenschen« anzusprechen, verwende ich das Pronomen »du«. Dieses repräsentiert als Laut den angesprochenen Anderen. In diesem Vorgang steckt ein symbolischer Mord, der nicht auf einer Tötung beruht, sondern auf einer Substitution des körperlichen Anderen durch ein sprachliches Zeichen, durch das Pronomen »du«. In Erweiterung dieses Beispiels lässt sich von den Signifikanten generell sagen, dass sie insofern mörderisch sind, als sie – wie im Fort-da-Spiel

gezeigt – die Sache selbst durch sprachliche Zeichen substituieren. Ein hegelscher Zug lässt sich hier in Lacans Argumentation feststellen.

Die dritte Ausführung betrifft eine Passage aus Lacans berühmter Rom-Rede:

Die menschliche Sprache stellt ... eine Kommunikation dar, in welcher der Sender vom Empfänger seine eigene Botschaft in einer umgekehrten Form erhält.²²

Auch in diesem Zitat geht es um die Imagination des Subjekts, die sein Sprechen beeinflusst. Dieses geht aus einem Kontext hervor, in dem der Andere eine wichtige Funktion hat, nicht als intervenierender Anderer, sondern einerseits als vorgängiger Adressat und andererseits als nachfolgender Adressat des Sprechens eines Subjekts, das von diesem Kontext beeinflusst wird. Indem Lacan die imaginäre Dimension sowohl zwischen Sender und Empfänger als auch von Begriffen aufzeigt – eines seiner bekannten Beispiele ist dasjenige »Du bist meine Frau«, »Ich bin dein Meister« – wird der Andere zum anderen, denn es geht um das Ich (*Moi*), um die imaginäre Komplementarität, Ausdruck des Signifikanten des Phallus, wie im folgenden Zitat deutlich wird:

Das Subjekt konstituiert sich selbst in Bezug auf den anderen, wo es dem anderen sagt »Du bist mein Meister«, »Du bist meine Frau«, diese Beziehung, die das *Ich* nimmt und die es in Bezug auf *ein Objekt* eingeht, um hier unter der Form einer *Botschaft* zurückzukehren.²³

Was hat das alles mit Privation zu tun? Hegels Ausführungen weisen darauf hin, dass die Entdeckung des Selbstbewusstseins zunächst nach alleiniger Geltung tendiert, was den Tod des Anderen anvisiert wie auch das Riskieren des eigenen Lebens im Namen der Freiheit als Zeichen des Selbstbewusstseins, das sich über alles Gegenständliche erheben will. Die Einsicht, dass der Sieg ohne Anerkennung bleiben würde, da ja der Getötete keine Anerkennung mehr geben könnte, führt zu einer gegenseitigen Anerkennung:

Jedes ist dem Anderen die Mitte, durch welche jedes sich mit sich selbst vermittelt und zusammenschließt, und jedes sich und dem Anderen unmittelbares für sich seiendes Wesen, welches zugleich nur durch diese Vermittlung so für sich ist. Sie anerkennen sich als gegenseitig sich anerkennend.²⁴

Die Einsicht, dass die Absolutsetzung des Selbstbewusstseins kein erfolgreicher Weg ist, führt das Subjekt zur Anerkennung des Anderen und ebenso zum Anerkanntsein durch ihn – eben das ist Privation, ausgehend vom positiven Ausgang des Andern Spiegelstadiums. Der Begriff »Privation« erreicht hier den Bereich des Rechtlichen, des Privaten, das im Privatrecht in seiner doppelten Form anerkannt wird: als gegenseitige Abtrennung von den Anderen, und als ihre juristische Form, welche die unter sich Getrennten als private Rechtspersonen verbindet. Privation in diesem Sinne aufgefasst, ist mit Lacans Tableau vereinbar, erweitert es ein wenig: Was darin als Agent der Privation bezeichnet wird, der imaginäre Vater, ist hier das absolut gesetzte Selbstbewusstsein. Das Objekt der Privation wird, wenn man dem von Hegel gebahnten Weg folgt, in dem Sinne erweitert, dass es sich nicht auf den symbolischen Phallus beschränkt, denn es umfasst auch die Existenz eines Andern Subjekts, womit der Status eines Objekts transzendiert wird. Eine Beziehung von Subjekt zu Subjekt sprengt allerdings Lacans Schema, weil der Andere die Position eines Objekts verlässt und ein Sein behauptet, das ebenso anerkannt wie anerkennend ist.

Diese Interpretation der Privation kann beanspruchen, für beide Geschlechter zu gelten. Der Tod verleiht den phallischen Objektbeziehungen eine zusätzliche Dimension, die nicht das Genießen erweitert, sondern die Konfrontation mit seinem Ende, mit dem Nichts, mit dem Ende von Beziehungen induziert. Was die Weiblichkeit betrifft, so kann die Anerkennung des Anderen auch ihr Geschlecht betreffen, wobei Anerkennung nicht bedeutet, es zum Objekt des Wissens zu machen, sondern einzugestehen, dass es sich dem Wissbaren entzieht, weil es keine Signifikanten dafür gibt und es sich jedem phallischen Kalkül zu entziehen vermag, wenn es ihm passt.

Die Erweiterung der Auffassung von Privation ist sowohl für das Verständnis von politischen Vorgängen als auch der Übertragung in der Psychoanalyse von erheblicher Tragweite: Die Zunahme der autokratischen Regierungen, verknüpft mit den supranationalen Konflikten und Besitzansprüchen, ist ohne Einbezug der grundsätzlichen Dimension von Anerkennung, in der es um Sein oder Nicht-Sein, um die Privation als Ausdruck von Machtteilung geht, ebenso wenig analysierbar wie gewisse Phänomene in psychoanalytischen Kuren, die gewöhnlich unter Widerstand der Analysanten oder fehlenden Voraussetzungen für das Zustandekommen eines psychoanalytischen Prozesses verbucht worden sind. Gewiss, auch im Ödipus-Komplex kann es um Sein oder Nicht-Sein gehen, um das Problem der gegenseitigen Anerkennung von Eltern und Kind – diese Konflikte, die übrigens keineswegs immer in einer Richtung verlaufen, d. h. von der jüngeren zur älteren Generation, setzen jedoch bereits die Entstehung des Selbstbewusstseins voraus, das Zur-Geltung-Bringen-Wollen des sprechenden Ichs (*je*), das zunächst, ohne durch Vorgänge traumatisiert zu sein, keinen Anderen anerkennt – die Existenz der Anderen ist das Trauma, das es zu bewältigen gilt, wofür die Erkenntnis hilft, dass die Existenz des eigenen Ichs ihrerseits für Andere traumatisch sein kann. In der Übertragung reaktiviert und manifestiert sich dieser Grundkonflikt in der ausbleibenden Anerkennung der Position des Analytikers – ein Konflikt, der vor allem die Beziehung von Gleichgeschlechtlichen betrifft. Wenn es gelingt, diese Barriere zu artikulieren, wird sie sich selbst als Ausdruck einer Übertragung erweisen, als geteiltes Sein, womit die Türe zu Rivalitäten, aber auch zum Bereich des Habens, des vom Signifikanten des Phallus organisierten Felds, geöffnet wird. —

- 1) Vgl. dazu Lacan, Jacques: *Das Seminar IV, Die Objektbeziehungen*, übers. von Hans-Dieter Gondek, Wien 2003, Turia + Kant; Das Schema kommt mehrmals vor, jeweils am Beginn der 4., 12., 13. und 16. Sitzung.
- 2) Lacan, Jacques: *Das Seminar VII. Die Ethik der Psychoanalyse*, übers. von Michael Turnheim, Weinheim und Berlin 1990, Quadriga, 276/7; »Mais l'important c'est de savoir que le privé est une fonction imaginaire. C'est le petit autre, le semblable, celui qui est donné dans ce rapport à demi enraciné dans le naturel qu'est le stade du miroir, mais tel qu'il se présente à nous là où les choses s'articulent au niveau symbolique.« Jacques Lacan: *Le Séminaire VII, l'éthique de la psychanalyse*, Paris, Seuil, S. 270
- 3) Lacan, Jacques: *Seminar VII*, ebd.: »La privation était une fonction instituée comme telle dans le symbolique, en ce sens que rien n'est privé de rien, ce qui n'empêche que le bien dont on est privé est tout à fait réel.« Ebd.
- 4) Lacan, *Seminar IV*, S. 321–322
- 5) Leclair, Serge: *On tue un enfant*, Paris 1975, Seuil
- 6) Freud, Sigmund: *Zur Einführung des Narzißmus*, G.W. X, S. 157
- 7) Lacan, Jacques: *Le Séminaire VIII, Le transfert*, Paris 2001, Seuil, S. 274
- 8) Lacan, Jacques: *Le Séminaire V, Les formations de l'inconscient*, Paris 1998, Seuil, S. 465; »Voilà pour quoi c'est le phallus, en tant qu'il représente la montée de la puissance vitale, qui prend place dans l'ordre des signifiants pour représenter ce qui est marqué par le signifiant – ce qui, par le signifiant, est frappé de cette caducité essentielle où peut s'articuler, dans le signifiant lui-même, ce manque-à-être dont le signifiant introduit la dimension dans la vie du sujet.« Übers. von Peter Widmer
- 9) Vgl. dazu das Tableau der Sexuierung in: Lacan, Jacques: *Le Séminaire XX, Encore*, Paris 1975, Seuil, 73; Deutsch: *Das Seminar XX, Encore*, Weinheim und Berlin 1991, Quadriga, S. 85
- 10) Lacan, Jacques: *Le Séminaire XXI, R.S.I.*, Version Gaogoa, Internet: <http://gaogoa.free.fr/SeminaireS.htm#24> (11. 5. 2022)
- 11) Freud, Sigmund: *Das Unbehagen in der Kultur*, G.W. XIV, S. 479
- 12) Freud, Sigmund: *Entwurf einer Psychologie*, G.W. Nachtragsband, S. 426–427
- 13) Hegel, G.W.F.: *Phänomenologie des Geistes*, Hamburg 1952, Meiner, S. 145
- 14) Ebd., S. 144

- 15) Man kann dabei an Lacans Gefangenensophisma denken, in dem es ebenfalls um strikt logische Zusammenhänge geht. Vgl. dazu Lacan, Jacques: *Die logische Zeit und die Assertion der antizipierten Gewissheit*, in: *Schriften III*, Olten und Freiburg i.Br 1980, Walter, S. 103–121; Französisch: »Le temps logique et l’assertion de certitude anticipée«, *Écrits*, Paris 1966, Seuil, S. 197–213
- 16) Ebd., S. 145
- 17) Ebd.
- 18) Freud, Sigmund: *Jenseits des Lustprinzips*, G.W. XIII, S. 13
- 19) von Kleist, Heinrich: *Amphitryon*, 1. Akt, 2. Szene, in: von Kleist, Heinrich: *Sämtliche Werke und Briefe*, München, dtv, S. 257–259
- 20) Im Brief vom 6. 12. 1896 an Wilhelm Fließ schreibt Freud: »Die Klinik lehrt nun drei Gruppen von sexuellen Psychoneurosen kennen, Hysterie, Zwangsneurose und Paranoia, und lehrt, dass die verdrängten Erinnerungen bei der ersten im Alter von 1 ½ – 4 Jahren, bei Zwangsneurose dem Alter von 4 – 8 Jahren, bei Paranoia dem Alter von 8 – 14 Jahren als aktuell angehören.« Freud, Sigmund: *Briefe an Wilhelm Fließ*, Frankfurt a. M. 1986, Fischer, S. 220
- 21) Lacan, Jacques: *Le Séminaire III, Les psychoses*, Paris 1981, Seuil, S. 341
- 22) Lacan, Jacques: *Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache in der Psychoanalyse*, in: *Schriften II*, übers. von Hans-Dieter Gondek, Wien 2018, Turia + Kant, S. 278–381, hier: S. 352; »le langage humain constituerait donc une communication où l’émetteur reçoit du récepteur son propre message sous une forme inversée«, in: »Fonction et champ de la parole et du langage en psychanalyse«, in: *Écrits*, Paris 1966, Seuil, S. 237–322, hier: S. 298